

Wir legen Eier ein

Was ist dabei zu beachten

Einen kleinen Vorrat guter Eier für die Winterzeit anzulegen, wird der Wunsch jeder Hausfrau mit größerer Familie sein. Und da die günstigste Zeit zum Einlegen neben dem März die Monate August und September sind, können wir uns umbedingt an die Arbeit machen.

Als Gefäße eignen sich alle Steingut-, Glas- oder Tonöpfe, die man entsprechend sorgfältig gereinigt und an der Sonne getrocknet hat. Im Notfall kann man sogar kleine Holzfässer verwenden, doch müssen sie besonders sorgfältig wegen der ihnen oft anhaftenden Gerbsäure geschuert werden. Metallgefäße sind ungeeignet, weil sie leicht anrosten und den Eiern einen unangenehmen Geschmack mitteilen.

Die Eier, die wir einlegen sollen, müssen so frisch und tadellos, wie nur möglich sein. Wir nehmen deutsche Frischeier — sie tragen im Stempelring das Wort „Deutsches“ und je nach Gewicht die Klassenbezeichnung A, B, C, D. Eier, die zuvor durch Einkühlung konserviert wurden, müssen die Bezeichnung „K“ tragen.

Wir prüfen die Eier auf ihre Frische und Untadeligkeit, indem wir sie 10 bis 12 Stunden in einer großen Schale mit leichtem Salzwasser legen. Zum Einlegen ungeeignete Eier, die entweder nicht frisch, beschädigt oder gar angebrüht sind, schwimmen oben oder schweben frei im Wasser. Alle übrigen werden sorgfältig und vorsichtig abgesehen, sofern sie schmutzig sind, und getrocknet. Will man sie sicherheitsshalber noch durchleuchten, so hält man sie im dunklen Zimmer vor eine Lichtquelle, eine Glühbirne, Kerze oder Lampe.

Es ist grundverkehrt, erst eine große Menge Eier zu sammeln, bevor man ans Einlegen geht. Man soll die frischen Eier gerade so rasch wie möglich aus der bakterienreichen Luft entfernen und sie unter Luftabschluss — im Konservierungsmittel — aufbewahren. Denn aus welchem Grunde verderben die Eier so leicht? Empfindlich ist das Eigelb, das Eiweiß hingegen bewirkt einen Abschluß gegen die Bakterien, die säulniserregend sind. Im tadellos frischen Ei befindet sich daher das Eigelb schwimmend inmitten des schützenden Eiweißes. Je älter das Ei wird, um so stärker sinkt das Eigelb und nähert sich, unter Verdrängung des Weißes, der Schale. Diese Schale aber ist porös und läßt Säulniserreger durch. Daher soll die Hausfrau auch ihren kleinen Vorrat von Frischeiern für den täglichen Gebrauch mindestens alle zwei Tage im Eierständer umdrehen. Wir legen also aus diesem Grunde die Konservierungslösung im großen Topf an — Gebrauchsanweisungen, wie sie allen käuflichen, einfachen Mitteln beiliegen, sind streng zu beachten! —, und zwar rechnet man auf einen Vorrat von hundert Eiern annähernd 10 Liter Flüssigkeit. Diese Flüssigkeit soll das Gefäß etwa zur Hälfte füllen, dann wird der weitere Raum durch die nach und nach beigefügten, frischen Eier eingenommen.

Ein wenig Heimberatung:

Blickfänger in der Wohnung

Die vielbeschäftigte Hausfrau ist meist froh, wenn sie trotz der vielen großen und kleinen Füße, die Stand in die Wohnung tragen, einen allgemeinen Eindruck von Sauberkeit zu erzielen vermag. Für Kleinigkeiten verliert sie oft den Blick, und vergißt, daß es Blickfänger in der Wohnung gibt, die das Auge des Gastes anziehen und einen wenig günstigen Eindruck hervorrufen.

In erster Linie: Stuhl-, Tisch- und Schrankbeine! Wie sehen sie meist aus? Staubgrau, abgestoßen, mit Schrammen und mit Wasserpfützen vom Aufwischen! Und doch ist es so leicht, Eindruck einer sehr gepflegten Wohnung zu

erzielen, wenn man einmal in der Woche mit dem Stuhl-, Tisch- und Schrankbeine gründlich abreibt! Ein Versuch wird überraschen!

Die Hausfrau mag nicht glauben, daß Gaste, nur weil sie selbst zierlich klein ist, den Staub auf höheren Wandbrettern und niedrigen Schränken nicht sehen! „Wenn man schon Staub siegenläßt“, sagte einmal eine ungemein tüchtige Hausfrau, „dann an deutlich sichtbarer, offener Stelle über alle Ecken und alle wirklichen Staubfangstellen, die sollten stets peinlich rein sein!“

Was die Mode Neues bringt

Das wandlungsfähige weiße Kleid

„Nur ein Kleid“, wird manche Frau seufzen! Und doch bietet uns die gegenwärtige Mode so reizende Gelegenheit, mit dem einfachsten weißen Kleid vielfache Gelegenheiten wahrzunehmen und immer gut angezogen zu wirken! Wir haben ein schlichtes, gutsitzendes weißes Kleid von sportlichem Schnitt. Es ist am Hals einfach gezogen, mit einem



Knopf geschlossen und mit breitem weißen oder farbigen Ledergürtel gehalten. Das ist, ergänzt durch ein nettes Mützchen, der passende und hübsche Anzug für Straße, Einkauf, Wanderung und Sport. Das Kleid gewinnt bereits ganz anderen Charakter, wenn wir dazu ein Jäckchen aus hübschem, lebhaft gefärbtem Streifenstoff arbeiten. Mit einer Jacke ist man gleich viel „angezogener“. Aber ganz überraschend ist die Verwandlung, wenn wir über dieses einfache weiße Kleid einen fast knielangen Kasak aus deutschem Spitzenstoff tragen — für junge Mädchen und Frauen in hellen Pastellfarben, rosa, blau, gelb. Für die reifere Frau in Kaffeebraun, Dunkelblau oder Cremefarben. Dazu kann man den breitrandigen hellen Hut und einen hübschen Blumentopf tragen und ist damit ausgezeichnet angezogen für kleine Feste, Einladungen und Ausgänge am Nachmittag und Abend.

Schwedter Familienblatt

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage

zum Schwedter Tageblatt

Nummer 33



Sonnabend, den 15. August 1936



(2)

Fortsetzung.

Und natürlich lud ich sie nun zu einer Tasse Kaffee ein. Und natürlich mußte ich den Tölpel von Theaterdiener auch dazu einladen, als Gardeherrn — sonst konnte sie es doch nicht annehmen. Und natürlich sträubte sie sich zuerst. Aber der Diener hatte den Duft meines echten und starken Mokka gerochen, der sich über die ganze Wohnung verbreitet hatte, und redete eifrig zu. Und dann setzte sie sich „auf a ganz, ganz kleines Moment!“ ...

Wie ein richtiges Hausmütterchen hatte sie auch schon die Tassen aus dem Glasspindchen geholt und sie auf den bereits gedeckten Tisch gestellt, auf dem frisches Weißbrot, Butter und Honig standen und allerlei Kuchengebäck, das ich mir tags zuvor aus der großen Konditorei mitgebracht hatte.

„Schau, schau — der Herr Tenorist verstehen aber zu leben und sich's kommod zu machen! Und der Kaffee — um! Man sieht doch gleich, wen man vor sich hat, und die gute Familie!“

Nebrigens genoß ich selbst nicht viel von dem Frühstück, schaute ihr nur immer zu, wie sie es sich gut schmecken ließ, an dem Kuchen knabberte und ein Täschchen nach dem anderen trank, so daß ich zum zweiten Male den Mokka brauen mußte. Derweil aß der dienende Geist des Theaters das ganze Weißbrot auf und schmierte sich die Butter handvoll drauf.

Kurz, es war ein reizendes Plauderflüschchen. Aber die Wohnung, die ich ihr nochmals anbot, nahm sie wirklich nicht an.

„Denn schauens, Herr von Reiner, dazu reicht meine Gag' net aus. Die Muntere und Naive beim Theater wird net besonders bezahlt. Und überhaupt, die Sängergagen — da kann unferneis net mit! Und ich leb bloß von meiner Gag.“

Ich lächelte dumm dazu — denn wovon sollte sie denn sonst leben? Und sie lächelte auch, denn sie durchschaute meine Gedanken und fügte ehrpuffelig hinzu:

„I werd' meiner Mutter doch net auf 'm Halse liegen und ihr die Pension mit anseß'n helfen.“

Dann erzählte sie mir rasch, daß sie aus Einz sei, später aber in Wien gelebt hätte. Der Vater, höherer Beamter — darüber huschte sie leicht hinweg —, sei tot. Und ich berichtete dann, „wie mein Nam' und Art.“

Und wie alles endet, endete auch dies Frühstück, nachdem sie die letzte Tasse getrunken und das letzte Stück Kuchen aufgetnabbert und der Diener meine ganze Butter verputzt hatte.

Am Nachmittag sah ich sie auf der „Faust“-Probe wieder. Ich spielte den Valentin, sie als Muntere nur eines der Mädchen am Brunnen. Der Direktor führte Regie und ließ die Szenen mit den kleinen Rollen und dem „Voll“ zuerst machen, um uns loszuwerden und sich ganz in die großen Rollen und Szenen zu vertiefen.

Wir gingen dann zusammen spazieren, in den hellen Oktobertag hinein. Der Herbst hatte seine ganze Farbpalette über die Hügel ausgeschüttet, der Wald sein rotgoldenes Prunkgewand angetan. Und unter diesen Märchenbäumen lustwandelten wir plaudernd, lachend, im ersten Aufsteigen der Leidenschaft — Prinz und Prinzessin im Traumland, dessen schneeige Vergluppen die untergehende Sonne allmählich in Rosa und Blutrot tauchte. Gott, was war ich selig und himmelhochjauchend! Ich fühlte, daß auch ich ihr gefiel, und sie verbarg es gar nicht. Dazu das Gefühl der Freiheit vom Schulzwang — ein wirklicher, ansüßender Künstler, Sänger und Schauspieler — die Erwartung großer Erfolge — dieses ganze, neue, bunte Theaterleben an einer wirklichen Bühne, noch dazu in der freien Schweiz, für die ich schwärmte, und in dieser uralten Stadt, deren Klosterleben und Kultur große Dichter befumaen hatten.

Nebrigens sprachen wir nicht etwa von Liebe; dazu war ich viel zu schüchtern und dumm, und sie hatte es wohl auch nicht so eilig. Fast nur von unserem Theater, dessen neu aus ganz Deutschland zusammengewürfte Mitglieder sich ja kaum erst „berochen“ hatten. — Sie selbst war schon drei Jahre bei der Bühne, zuerst in Wien, für kleines Fach: „Kammermädchen und so ...“

„Aber schauens, Herr von Reiner, die lassen einen ja gar net hochkommen. Drum bin i auch fort, nach Wiener Neustadt. Na, da kriegt ich endlich mein Fach — da hab' ich mich eingespickt. Und jetzt bin i hier — immerhin a Fortschritt!“

Längst hatte ich mein ganzes Lebensbuch vor ihr aufgeblättert: wer ich war, woher ich stammte, mein Studium, die heimliche Abreise, wie ich unseren Direktor kennen gelernt, was ich Gage bekam, und daß ich mit dem Zuschuß mich fürstlich reich fühlte.

Im „Hotel zum Schwan“, wo sie vorläufig abgestiegen, trafen wir uns am Abend wieder. An den Tischen des gemüthlichen Kaffeerestaurants saßen die Stammgäste aus der Stadt und einige Geschäftsreisende. Kritische Blicke musterten uns. Der Wirt wurde ausgefragt. Als Objekt der Neugier dieser „Philister“ fühlte ich mich sehr gehoben.

Ziemlich spät, erst gegen elf Uhr — so lange hatte die Probe mit ihren ewigen Wiederholungen gedauert —, erschienen unsere erste Liebhaberinnen, die das Gretchen Wietle:

ein Fräulein Steuben. Sie hatte mir, soviel ich beim ersten flüchtigen Hören beurteilen konnte, am besten von allen Mitwirkenden gefallen.

„Sie hat Stil und kann Verse sprechen — auch echtes Gefühl und Können ist da. — Mit den übrigen — soviel ich bis jetzt beurteilen kann — ist nicht viel los“, meinte ich.

„Na ja!“ Sie blickte nach dem Tisch hinüber, wo die Steuben mit der „komischen Alten“ Platz genommen hatte. „Aber schauen Sie, Herr von Reiner...“ Und sie entwickelte mir ihre Ansicht, daß ihr das Gretchen der Steuben nicht hübsch genug wäre, und daß sie doch höchst geizert spräche, daß das Organ für die großen Szenen auch zu klein sei. Ich verteidigte lebhaft meine Ansicht, ahnungslos von der unbewußten oder auch bewußten Eifersucht des Weibes gegen das Weib, der Lustspielfondrette gegen das tragische Fach. Die Steuben sei zwar nicht schön im gewöhnlichen Sinne, aber von einer geistigen Schönheit, einer innerlichen, die auch aus ihren Augen, ihrer Stimme strahlte, etwa wie die Duse, die damals ganz Europa entzückte.

„Sie sind ja verliebt in die Person, mei Diaber“, rief sie plötzlich voll Verger.

Ich wies das mit Entrüstung zurück; und es gab mir den Mut, ihr, mit einem heißen Blick in die braunen Schelmangen, zu versichern, daß „mein Herz auf ganz anderen Pfaden wandelte“.

Darüber lachte sie und gab mir den Blick zurück — und ich wäre ihr am liebsten gleich um den Hals gefallen, so verliebt war ich schon.

Auch von dem „Faust“ dieses Herrn Martini, unseres ersten Helden, sprachen wir und waren wieder ganz entgegengelegter Meinung. Ich fand „den Kerl“ affektiert und süßlich.

„Der Mensch spielt ja so, wie die italienischen Tenöre den Signor Faust in Gounods Margarethe singen. Und offenbar hat er auch italienisches Blut in seinen Adern, der gelbe Kerl, oder Zigeunerblut. Und als Mensch hat er mir höchlichst mißfallen, dieser Schmachtsel.“

Sie fand das Gegenteil; darüber stritten wir uns um. Und jetzt fragte ich sie, ob sie sich etwa schleunigst in diesen süßlichen Laffen vergafft hätte. Und dann sprachen wir natürlich von uns, von unserem Theater, von der Zukunft und tranken dazu „offenen“ Weißwein, der ins Blut ging. Gegen ein Uhr — Fräulein Steuben und die meisten Gäste hatten sich längst zurückgezogen — wanderte ich durch die alten und heimeligen Gassen der Stadt, trunken von Wein und Liebe, und hätte mir bald eine Polizeistrafe wegen nächtlicher Ruhestörung zugezogen. Denn ich sang mit voller, schmetternder Stimme das Lied an den Abendstern, der über mir funkelte, dachte aber dabei natürlich an einen ganz anderen Stern.

Bald darauf gingen auch die ersten Operettenproben an, zum „Bettelstudenten“, den Naumburg hier, wo sie seit Jahren keine Operette mehr gesehen hatten, mit einer großen Ausstattung als „Novität“ herausbrachte. Vorher aber stieg der „Faust“, dessen Darstellung den zwei Lokalblättern und auch dem Publikum sehr gefiel. Mir gefiel eigentlich nur das Gretchen der Steuben. Der Mephisto unseres Direktors war ledern; den Faust Martinis fand ich fade und geistlos. Woß noch der Wagner eines gewissen Hölzmann sagte mir zu.

Das war auch der einzige von den männlichen Kollegen, mit dem ich zuweilen — bei Tisch oder nach der Vorstellung nach der meine angebetete Vissi meist sitzsaft nach Hause ging — zu verkehren pflegte. Im tiefsten Herzen war Hölzmann mir eigentlich zuwider. Er hatte etwas von „Wagners“ trockener Schleierart; er war sogar direkt boshaft. Aber diese Bosheit war wichtig, und er stand mir auch in geistiger Beziehung und Bildung am nächsten. Ein verbummelter Student, der zur Bühne gelaufen war, als er durch das Referendarengamen sauste. Mit dem konnte ich doch noch von anderen Dingen als dem Theater reden und disputieren. Alle anderen, die Steuben ausgenommen, die sogar ihr Lehrerinneneigamen gemacht hatte, kammten

aus kleinen Verhältnissen und von kleineren Bühnen und verließen das auch im Ton und Niveau ihrer Gespräche. — Von Martini behauptete Hölzmann, er hätte ihn in Karlsruhe, woher er stammte, noch als Tapezierergehilfen gekannt, hatte ihm das auch einmal in der Garderobe frech ins Gesicht gesagt. Sie zankten sich darüber, als Hölzmann ihn neckte und „Martini“ nannte.

„Leugnen Sie's doch nicht! Ich erinnere mich genau, daß Sie damals so hießen und ein-, zweimal in meinem Elternhause Gardinen aufgehängt und ein Sofa aufgepolstert haben.“

Martini nannte ihn wütend einen „gemeinen Lügner“ und bot ihm zuletzt Ohrfeigen an, worauf Hölzmann mit einer Forderung rebozierte. Mich amüsierte die Sache — ich bot mich als Kartellträger an und schlug Säbel oder scharfgeschliffene Rapiere vor. Aber natürlich wich der gute Martini schleunigst zurück: es sei alles nur Spaß gewesen. Uebrigens denke er nicht daran, sich das Gesicht „zerhacken“ zu lassen, mit dem er sein Brot verdiene.

Mir ging Martini meist ängstlich aus dem Wege, nachdem er anfangs versucht hatte, mich als Anfänger von oben herab zu behandeln. Ich revanchierte mich, indem ich ihm in meinem zwanzigjährigen Bildungshochmut Sprachschneider und falsche Aussprache von Fremdwörtern fortigierte. Jedenfalls konnte ich den Kerl aus Instinkt nicht ausziehen. Und ich machte Vissi, meiner Angebeteten, auch einige Male eifersüchtige Vorwürfe darüber, daß sie zuweilen mit ihm hinter den Kulissen flüsterte und lachte.

„Aber schauen Sie, lieber Freund“, sagte sie dann mit sanftesten Augenausschlag, „er ist doch mei Partner in den Russpielen als Liebhaber und Bonvivant — da kann ich doch net mit ihm über's Kreuz sein. Das geht einfach net — da kann man sich net ineinander einspielen. Und außerdem ist er mir eigentlich auch zuwider.“

Natürlich hat ich sie dann zerknirscht um Verzeihung — noch dazu ich ja bisher nicht die mindesten „Anrechte“ an sie hatte. Wir gingen zwar jeden Tag bei schönem Wetter miteinander spazieren. Bei schlechtem Wetter nahm ich am Nachmittag öfters meinen Kaffee bei ihr ein, zu dem ich Gebäck, Süßigkeiten, Blumen, auch Wein oder Früchte mitbrachte. Hinter den Kulissen plauderten wir miteinander bei den Proben oder abends; und ich galt auch in den Augen der Kollegen als ihr erklärter Hofmacher. Hinter meinem Rücken sprachen sie noch ganz anders von uns — aber das erfuhr ich erst später; und meine kleine Freundin hütelte sich wohl, mir davon etwas zu verraten. Ich hätte es auch keinem raten mögen, mir so etwas ins Gesicht zu sagen.

Ueberhaupt hatten sie alle Respekt vor mir. Ich nahm eine Art Ausnahmestellung ein — und das verstärkte sich noch, als bald darauf der „Bettelstudent“ stieg. Eine Woche vorher waren sämtliche Karten vergriffen, trotz der erhöhten Musikpreise. Und was ich mir erträumt, erfüllte sich nun wirklich. Ich hatte einen „Bombenerfolg“ beim Publikum, was die Lokalpresse noch unterstrich. Sogar an die Züricher und Verner Blätter wurde über dieses „Lokal-Ereignis“ berichtet und über den stimmungswalligen neuen Tenor, Herrn Udo Reiner, „dessen Mittel ihn eigentlich auf die Oper hinwies“, und dessen „überlegenes, humorvolles Spiel“ sie lobten. Die Rolle lag mir ja auch prächtig. Dieser tolle, abenteuerliche Student — wenn ich mich auch nicht als Fürst drapierte — war ich selbst ein wenig.

Direktor Naumburg machte mir sofort einen Antrag für die nächste Spielzeit und wollte die Gage, als ich darauf nicht einging, auf's Doppelte erhöhen. Aber meine Münchener Künstlerfreunde hatten mich davor gewarnt. Und fühlte ich wohl, daß ich hier auf die Dauer nicht hergehörte.

Mein neuer Lehrer, ein gediegener alter Musikpädagoge, bei dem ich einige Male in der Woche Stimmstudien trieb, sagte mir das auch und nannte mir Lamperti in Mailand, bei dem ich später lernen sollte. Er riet mir auch dringend,

zur Oper zu gehen, und fand zuerst heraus, daß meine Stimme eigentlich ein Bariton mit hoher Lage sei.

Bist Peratoner verdoppelte, seitdem man mir die große Karriere prophezeite, ihre Anmut und Liebenswürdigkeit. Damals merkte ich das alles noch nicht so. Ich durfte nun fast täglich zu ihr kommen. Wir plauderten oder ich las ihr aus irgendeinem neuen Modroman vor, und sie brachte dabei ihre Theatergarderobe in Ordnung, nähte, heftete, stickte.

Nur eines fiel mir auf: daß sie immer verführerischer aussah, in leichten, durchsichtigen Gewändern, die vieles ahnen und auch manches sehen ließen. Aber ich war so ein dummer Junge, noch so voll Ehrfurcht vor dem „Ewig-Weiblichen“, daß mich das nur befangener machte. Ueber einen ehrerbietigen Handkuß beim Kommen und Gehen war ich noch nicht hinausgekommen, trotzdem ich nach einem Kuß von diesen reizend geschwungenen Lippen sehzte.

Eines Tages sagte sie mir: „Heute können Sie net kommen, lieber Freund — ich hab' die Schneiderin zu Haus. Ein neues Kostüm will i mir zusammensticken.“

Schon — ich ging ins Café „Schwan“ und traf dort Hölzmann; und weil es trotz des November ein schöner, sonniger Nachmittag war und noch früh am Tage, so gingen wir noch ein bißchen spazieren.

Erst disputierten wir über ein neues Buch. Ich weiß das noch ganz genau; denn der Tag brachte mir ein großes Ereignis, ein für mein Leben entscheidendes, wie ich damals glaubte. Und dann kamen wir auf unsere letzte Vorstellung, irgendein Modelustspiel, in dem Vissi Peratoner und Martini die Hauptrollen gespielt hatten. Er einen etwas unmännlichen, ängstlichen und süßlichen Privatdozenten, den ich recht unsympathisch fand, den ich aber die muntere Liebhaberin, ein Fräulein Doktor im Stilik, gewaltsam eroberte.

Ich fand ihn besser als sonst, weil er sich da selbst spielte. Von Vissi schwärmte ich natürlich. Hölzmann hörte mit seinem spöttlich-verfälschten Lächeln ein Weilschen zu; dann warf er in seiner lässigen, boshaften Art ein:

„Na, dann begreife ich nicht, Herr Kommilitone“ — wenn wir unter uns waren, nannten wir uns spaßeshalber so — „weshalb Sie sich das eigentlich gefallen lassen!“ Ich blickte ihn erstaunt und ahnungslos an.

„Wieso? — Was meinen Sie überhaupt?“

„Herrgott!“ — in seinen grüngrauen Augen blitzte es hochvoll und listig auf — „daß Sie nach außen den Schein aufrechterhalten, ist ja sehr vornehm. Aber alle Welt weiß doch Bescheid — und mir gegenüber brauchen Sie wirklich nicht so... Von der Kleinen selbst begreife ich das natürlich unter den Umständen. Aber alle Welt wundert sich —“

„It mir lochte es.“

„Wenn Sie Fräulein Vissi Peratoner mit der „Kleinen“ meinen, so muß ich bitten, sich etwas weniger vertraulich auszubringen. Für Sie — na, jedenfalls habe ich durchaus kein „Verhältnis“ mit ihr, wie Sie sich das zu denken scheinen. Wir sind befreundet — ich verehere sie...“

„Im — hm! Na ja!“

„Und was soll ich mir eigentlich nicht gefallen lassen? Worüber wundert sich die Welt?“

„Na, wenn Sie also kein Verhältnis mit ihr haben, kann's Ihnen ja auch gleich sein.“

„Durchaus nicht! Jetzt verlangt der Student vom Studenten eine klare Antwort.“

„Oho — na, meinethwegen! Sehen Sie denn nicht, daß Martini hinter Ihrem Rücken auch sehr — sehr befreundet mit Fräulein Vissi Peratoner ist?“

„Wenn Sie damit sagen wollen, Herr Hölzmann, daß die beiden ein — ich schluckte mühsam — „ein Verhältnis miteinander haben, dann müssen Sie das believe!“

Er bekam wohl doch Furcht vor meinen drohenden Augen. Sein boshaftes Lächeln wich tiefer Blässe.

„Ich war nicht dabei — ich referiere nur, was alle Welt sagt.“

„Alle Welt — wer ist das?“

„Sie brauchen mich gar nicht so anzufachen. Ich habe Ihnen in ganz loyaler Weise erzählt, was die Kollegen sagen, und auch wohl die Leute in der Stadt. Uebrigens weiß ich sonst nichts. Denn daß ich den beiden einmal am 1. d. h. r. späten Nachmittag und einmal ganz in der Frühe, vor der Probe, Arm in Arm tief im Walde begegnet bin, beweist ja nichts.“

Ich nahm mich zusammen, suchte nur die Achseln und erwiderte:

„Nein, das beweist nichts. — Uebrigens habe ich eine Verabredung in der Stadt und muß jetzt schnell heim. — Auf Wiedersehen!“

Und damit ließ ich den Verdächten stehen. Wenn ich nicht gegangen wäre, hätte ich ihm in die höhnische Frage geschlagen. Mir war zum Heulen zumute. Ich war tief unglücklich; aber dann rief es in mir: Boshaftes Theatergellack — von einem boshaften Menschen dir zum Tort erzählt!

Und dann ging ich direkt zu Vissi Peratoner. Aber sie war nicht daheim — gleich nach dem Mittagessen fortgegangen, wie mir ihre Wirtin, eine biedere Schweizer Wittib, erzählte. Wohin, wußte sie nicht. Derweil wartete ich, und mir war wohl und wehe zumute. Da lagen in regellosem Durcheinander, das sonst bei meinen Besuchen wohlauferäumt war, Kleider, Unterröcke, ein Korsett, Stiefelchen, ihre kleinsten blauen Seidenpantöffelchen und noch allerlei Gegenstände wirr umher. Ich hätte heulen und jauchzen mögen. An das Gellack glaubte ich nicht mehr. Ich hatte die Kulissen nun doch schon etwas kennengelernt.

Es war bereits dunkel, als sie heimkam, schon bald Theaterzeit. Aber man führte heute ein Schauspiel auf, in dem weder Vissi noch ich zu spielen hatten. Zuerst war sie etwas erstaunt, als sie mich hier im Dunkeln, in einem Stuhl sitzend, fand; aber sie lächelte mich gleich lieb an. Ich ließ sie gar nicht erst zu Worte kommen.

„Ich denke, Sie haben die Schneiderin hier, Vissi?“

„Nein — die ließ mir sagen, ich solle mit dem ganzen Krant zu ihr kommen, da ich doch keine Nähmaschine hätte.“

Das klang glaublich; und ich glaubte es auch gleich. Sie machte Licht und bereitete dann für uns beide Tee auf ihrer niedlichen, kleinen Silbermaschine.

Daß ich aufgeregt war, daß mir etwas auf den Lippen brannte, merkte sie natürlich sofort mit dem witternden, feinen Instinkt des Weibes. Und ich ließ mich denn auch nicht lange bitten und erzählte ihr die ganze Unterredung mit Hölzmann.

„Und Sie glauben das, Herr Reiner?“

Sie blickte mich an mit den Augen — wie soll ich nur gleich sagen? — mit den unschuldigen und doch wissenden und fragenden Augen, die der Jesu'snabe der Sirtinischen Madonna hat. Ich schämte mich ordentlich und wurde ganz rot.

„Nein, eigentlich nicht, wenigstens noch nicht. Aber Sie müssen doch Veranlassung dazu — — übrigens habe ich ja gar kein Recht, Sie darüber zur Rede zu stellen, Vissi. Sie können tun und lassen, was Ihnen beliebt.“

In ihren Augen funkelte es wie von Tränen.

„Oh, also im Grunde genommen glauben Sie doch an das Gellack. A jedes Madel beim Theater, wann sie a ganz klein bißerl hübsch ist, wird verdächtigt und verackelt. A jedes freundschaftliche Wort wird beobachtet und schief ausgelegt. Wahrscheinlich sagen sie uns beiden auch a Verhältnis nach; und wir wissen's doch, daß es net wahr is. Aber daß Sie — aerade Sie...“

Fortsetzung folgt.